

**George Tenner**

# **Der Schrei des Pelikans**

## **Roman**

Erstveröffentlichung in Deutschland 2005 © 2005 der vorliegenden Ausgabe: © by George Tenner 2005

alle Rechte vorbehalten

Satz und Umschlaggestaltung: Hans J. Twarock Druck: Herstellung:

ISBN .....

### **Danksagung**

„Der Kampf zwischen Palästinensern und Juden ist nicht ein Konflikt zwischen Recht und Unrecht“, sagte Chaim Weizmann, erster Präsident des Staates Israel. „Das sind zwei Rechte, die gegeneinander kämpfen!“

Diese Sätze veranlassten mich 1979 mit einer umfassenden Recherche über die Geißel unserer Zeit, den internationalen Terrorismus zu beginnen.

1987 fing ich an, das Material für einen Roman aufzuarbeiten.

Inzwischen hat es einen terroristischen Anschlag nach dem anderen gegeben – in Israel, auf Bali, auf Djerba, in Kenia und Tansania, in New York. Nahezu jedes Mal ging der Anschlag vom Nahen Osten aus, wie am 7. August 1998, als vor der diplomatischen Vertretung in der Hauptstadt Nairobi ein Lieferwagen explodierte und 213 Menschen starben. Es handelte sich um den schwersten Terroranschlag, der je im südlichen Afrika verübt worden war. Die Botschaft wurde schwer beschädigt, ein Gebäudeteil fiel wie ein Kartenhaus zusammen. Rund 5000 Menschen wurden verletzt, viele davon durch Trümmerteile und zerborstene Fensterscheiben. In der Botschaft selbst starben 44 Menschen, darunter zwölf US-Bürger.

Aber erst der Anschlag auf das israelische Hotel in Mombasa und der Beschuss der EL AL– Maschine im November 2002, der exakt in der gleichen Weise ausgeführt wurde, wie 27 Jahre zuvor, veranlassten mich, den Roman fertig zu stellen.

Dieses Buch ist ein Kuriosum in unserer Zeit, denn es ist **für alle streitenden Parteien im Nahen Osten** geschrieben, in der Hoffnung, dass bei den Menschen die Vernunft über den biblischen Spruch: *Auge um Auge, Zahn um Zahn* siegen möge. Deshalb weist der Autor auch jede messianische Wertung der Vorgänge im Nahen Osten weit von sich.

Danken möchte ich allen, die mir bei der Erstellung des Manuskriptes behilflich waren: dem orthodoxen Juden David Kaufmann aus Natania, der engagierten Sozialarbeiterin Daphne aus Jerusalem, dem Araber Said, seiner Familie und seinen Freunden in Tulcarem auf der Westbank, die heute auch meine Freunde sind, und nicht zuletzt meinen beiden Mitarbeiterinnen zu Hause im Land Brandenburg.

Um wegen der Brisanz der Thematik niemanden zu gefährden, möchte ich pauschal auch die Mitarbeiter der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz und die

Fachleute des Institutes für Zeitgeschichte, beides in Berlin, erwähnen, die meine Arbeit mit Engagement gefördert haben.

Geula Assmann-Cohen hat mich durch ihre erschütternden Briefe die Grausamkeit eines Krieges unserer Zeit, des internationalen Terrorismus, miterleben lassen. Sie ist *auch* an den irreparablen psychischen Folgen dieses Konfliktes zugrunde gegangen, sodass mein Dank an sie leider ungehört bleibt.

George Tenner Herbst 2004

**„Wahrlich, wir haben dir dieses Buch gesandt, damit du unter den Menschen richtest, wie Gott es dir offenbart hat.“**

(Koran, Sure 4, Vers 105)

Erläuterung der im Text nicht näher erklärten Begriffe im Anhang

1. Kapitel

Berlin, im Spätsommer 1975

Es war einer dieser Tage, an dem die drückende Hitze einer feuchten Schwüle gewichen war, die den Schweiß in Strömen aus den Poren drückte. Draußen an den Seen der Stadt, am Wann- oder Müggelsee wäre es erträglich gewesen, aber hier wo der Verkehr tobte, in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs Zoo, waren die Abgase der Fahrzeuge unerträglich und machten das Atmen schwer.

Jochen Fuchs steuerte seinen Wagen in die Kantstraße, legte die wenigen Meter bis zur Einmündung der Fasanenstraße zurück, und reihte sich ein, um linksseitig abzubiegen. Rechts lag das Theater des Westens. Menschen standen in Trauben davor. Bereits in der Einmündung zur Fasanenstraße standen Polizeiwagen. Männer in Uniform achteten auf jedes Fahrzeug, das in die Straße abbog. Die Seitenstraße war schmal und als Einbahnstraße gekennzeichnet. Das auffällige Haus war weiträumig abgesperrt. Durch braunes Licht angestrahlt, kamen die Reste des Entrees der 1912 eingeweihten und 1938 zerstörten »großen Synagoge« in Fuchs' Blickfeld. Diese Reste wiesen den Eingang in das Gemeindehaus.

Auf der Einbahnstraße forderten winkende Polizisten die Weiterfahrt in Richtung Kurfürstendamm. Nur einigen VIPs war die Einfahrt in den für diese Veranstaltung provisorisch angelegten Parkplatz gestattet. Als ausgewiesener, weltbekannter Journalist genoss es Jochen Fuchs sichtlich, dass man ihn erkannte und einen Platz für sein Fahrzeug zuwies.

Er stellte den Wagen ab und ging zum Gemeindehaus. Fuchs nickte dem Pförtner zu und begab sich zum

Eingang des Saales, in dem die Veranstaltung stattfand. Vor der Tür stand ein Schild, auf dem die Proklamati

on:

*Der Staat Israel wird der jüdischen Einwanderung und der Sammlung der Juden im Exil offen stehen.*

*(Aus der Unabhängigkeitserklärung 14. Mai 1948)*

zu lesen war.

Der Raum war sehr voll. Überall standen Menschen herum und diskutierten. Die Veranstaltung der „Jewish Agency“ brachte die in Berlin lebenden Juden zur Diskussion, ob man als Jude in Deutschland oder aber im Heiligen Land leben sollte.

Gerade hob das kleine Orchester an zu spielen, und eine Sängerin griff sich das Mikrophon und intonierte das Lied von der jüdischen Mama.

Jochen Fuchs ging langsam den Gang entlang und schaute in die Gesichter der Menschen, die aufmerksam dem Vortrag des Liedes lauschten. Er erkannte den Berliner Filmmogul Artur „Atze“ Brauner, der mit seiner Frau Maria gekommen war. Der Mann war besonders berührt von dem Text, denn er konnte seine Tränen nicht verbergen. Fuchs nickte ihm zu.

Dann sah er den Rabbiner Manfred Lubliner. Der Rebbe machte ihm ein Zeichen, dass er einen Augenblick warten möge, und deutete zur Ausgangstür. Kurze Zeit später trafen sie sich auf dem Gang vor dem Saal, aus dem jetzt die Menschen strebten.

„Ich freue mich, dass Sie gekommen sind!“ sagte der Rabbiner und drückte Jochen Fuchs die Hand. „Ich habe der Frau gesagt, dass Sie sich vielleicht für ihr Schicksal interessieren!“

Fuchs sagte nichts. Sein Interesse an diesem Fall hielt sich bis jetzt in Grenzen, und wenn die Frau ihn nicht davon überzeugen konnte, dass sie eine wirklich außergewöhnliche Entwicklung durchgemacht hatte, die auch in Zukunft für die Leser der Fuchs'schen Artikel von Interesse sein würde, könnte er nichts für sie tun. Aber das wollte er auf sich zukommen lassen.

Der Rabbiner verabschiedete sich von einigen Leuten. Am Ende des Tresens, hinter dem die Garderobe hängte, sah er eine etwas korpulentere, junge Frau stehen und abwechselnd den Rabbiner, dann ihn mustern. Das ist sie, dachte Jochen Fuchs.

Und dann kam sie schon auf ihn zu.

„Ich bin Ursula, Entschuldigung Geula Springmann!“

Die Frau streckte ihm die Hand hin.

„Was ist so wichtig, dass Don Manfredo mich bittet, Sie anzuhören?“ Fuchs hatte den Spitznamen des Rabbiners benutzt, den dieser seit seinem Exil in Chile nicht ganz ohne Stolz trug.

„Ich werde nach Israel auswandern!“ sagte die Frau. „Und deshalb nicht mehr Ursula ...“

Sie nickte: „Geula, die Erleuchtete!“

„Hoffentlich sind Sie wirklich erleuchtet worden, denn glauben Sie mir, im Nahen Osten zu leben, bedeutet eine kolossale Umstellung der Lebensgewohnheiten und der Lebensverhältnisse. Alles, was Sie sich vorstellen, wird nicht so in Erfüllung gehen, wie es in Ihrer Einbildung darstellt!“

„Ich war zum Urlaub dort und weiß, was mich erwartet!“

Der Rabbiner kam, begrüßte Jochen Fuchs nochmals per Handschlag und zog die beiden mit sich in einen kleinen Raum, in dem sie nun allein waren.

„Was sagt Ihnen das Wort *Alija*?“ fragte der Journalist die Frau scheinbar gleichgültig.

„Es ist das hebräische Wort für Einwanderung!“ „Es ist mehr, viel mehr!“ wand der Rabbiner Lubliner

ein.

„Sie haben Recht. Für mich war es bisher der Inbegriff möglichen Lebens!“  
Jochen Fuchs lächelte einen Augenblick.

„Das heißt, wenn ich Sie richtig verstehe, gibt es für Sie nur den einen Weg, nämlich Alija!“ sagte er. „Sie sagen es!“  
Die Frau klang unsicher. Sie hatte gewusst, dass Fuchs ihr Fragen stellen würde. Bei seiner Art mit ihr zu reden, hatte sie allerdings eine unangenehme Vorahnung. „Was wollen Sie von mir?“ fragte sie.

Sie dachte einen Augenblick über den Mann nach, der vor ihr saß. Er aus wie ein Franzose. Aber die Art, wie er sprach, deutete auf einen intellektuellen Deutschen hin, und es war allgemein bekannt, dass Fuchs sowohl die deutsche als auch die französische Staatsbürgerschaft besaß.

„Sie wollen unbedingt nach Israel?“  
Wieder nickte die Frau.

„Sie hat sich gut vorbereitet, war fleißig im Religionsunterricht unserer Gemeinde und wurde nach der Prüfung durch das Rabbinat von der Gemeinde übernommen“, sagte der Rabbiner.  
„das ist eine gute Voraussetzung für eine Übersiedlung nach Israel, aber dazu gehört auch viel Mut!“

Die Frau schüttelte den Kopf. „Wenn man jüdisch geboren ist, nicht!“  
boren ist, nicht!“

„Sie glauben, jüdisch geboren worden zu sein?“ warf Fuchs ein.

„Ich wuchs im Hause eines ...“ Sie stockte einen Augenblick. „Ich dachte, mein Vater sei ein SS-Offizier. In seinem Hause wuchs ich auf. Meine vermeintliche Mutter war sehr lieb zu mir. Als mein Vater aus der Gefangenschaft kam, gründete er eine Spedition. Jetzt ist das ein großer Betrieb. Er existiert noch heute in Darmstadt ...“  
„Ihr Vater war bei der SS?“ fragte der Journalist ungläubig.

Die Frau nickte.

„Das ist es, was die ganze Angelegenheit so prekär macht“, stellte der Rabbiner fest.

„Meine Mutter starb ziemlich früh, und meine Großmutter übernahm meine Erziehung. Vor zwei Jahren starb auch meine Großmutter.“

„Das ist der Lauf des Lebens.“ sagte Jochen Fuchs lapidar.

„Auf dem Sterbebett hat sie mir folgendes gestanden: Mein Vater war wegen einer Verwundung Aufseher in einem Konzentrationslager geworden. Während seiner Abwesenheit hatte seine Frau eine Totgeburt. Einige Tage später gebar eine Angestellte, eine Jüdin, ein Kind.“ Sie brauchte einen Augenblick der Besinnung.

Dann

fuhr sie fort: „Dieses Kind war ich. Wenige Tage später wurde meine eigentliche Mutter festgenommen und nach Auschwitz transportiert. Mit Hilfe des Hausarztes wurde eine Geburtsurkunde erstellt, die mich zur Tochter des SS-Mannes machte ...“

Schweigen legte sich wie eine Wand zwischen die Frau und die beiden Männer. Tränen liefen über die Wangen der Frau.

„Na, na“, murmelte der Rabbiner betreten. „Ich kann verstehen, dass das für dich nicht so ganz einfach ist!“ „Durch die Unterschrift des Arztes stand ich plötzlich

auf einer ganz anderen Seite! Ich habe den Nazis, die mein Volk umgebracht haben, mein Leben zu verdanken!“

Sie schluchzte auf, und Fuchs fühlte sich peinlich berührt.

„Verstehen Sie nun, warum ich unbedingt nach Israel muss!“

Jochen Fuchs ließ keine Regung erkennen. „Als Jude ist es ein Recht, in Israel zu leben“, sagte

sie. „Abgesehen davon, dass man in Deutschland überall aneckt. Die Juden ecken doch immer an. Ganz gleich, was sie machen!“

„Also wollen Sie etwas vom israelischen Staat!“ sagte der Journalist.

„Wenn Sie das so betrachten, ja. Es ist der Staat, nach dem ich mich seit Jahren gesehnt habe!“

„Na also! Dann kommen wir der Sache schon näher!“ wand der Rabbiner ein.

„Sie könnten in Israel Schwierigkeiten haben!“ sagte Fuchs.

Sie lachte. „Warum?“

„Haben Sie daran gedacht, dass sich der Staat Israel bedroht fühlt? Ich meine, dass er alles unternimmt, sich jede auch nur mögliche Quelle zu eigen zu machen, an Informationen heranzukommen?“

„Das kann ich verstehen!“ Geula schniefte noch einmal, dann hatte sie sich wieder einigermaßen im Griff. „Meiner Erkenntnis nach wird jeder Einwanderer durch die Sicherheitsdienste gecheckt!“

„Na und?“

„Das kann verdammt unangenehm sein!“ sagte Fuchs.

„Nehmen wir einmal an, sie wollte ein klein wenig Geld oder ... Nein, ich schlage vor, wir spielen jetzt ein Spiel. Ich bin der Mann vom Shin Beth, der Sie befragt! Okay?“

Geula Assmann schaute zum Rabbiner Lubliner. Als der nickte, sagte sie: „Okay.“

„Haben Sie die Deklaration richtig ausgefüllt?“ „Ganz bestimmt!“

„Und wie steht es mit dem Geld?“

In Gedanken an die fünfhundert Dollar, die sie in ihren Büstenhalter stecken würde, errötete sie.

„Also haben wir die erste Schwachstelle! Sie kommen in unser Land, mit dem Vorsatz, hier als Jüdin leben zu wollen ... Ist diese Feststellung richtig?“

„Sonst hätte ich ja kaum alles aufgegeben“, konterte sie.

„Möglich“, sagte Jochen Fuchs, „möglich, dass das Dossier aus Berlin über Ihr Leben stimmt!“

„Was soll das?“

„Es könnte ebenso eine Legende sein!“

„Ich habe vor, hier zu leben ... Als Jüdin, als Israelin ...“

Fuchs wartete einen Augenblick. Dann sagte er: „Haben Sie daran gedacht, dass Sie zum Militär müssen?“ „Alle müssen zum Militärdienst! Das ist mir bekannt.“

Der Journalist schaute an ihr herunter.

„Sie werden Schwierigkeiten haben!“ sagte er, auf ihre Fülle anspielend.

„Das mag sein. Aber ich bin sicher, dass ich das schaffen werde!“

„Da bin ich absolut nicht sicher ... Allein die Grundausbildung ist kein Zuckerlecken. Und dann der Einsatz. Stellen Sie sich einmal vor, wir müssten Sie an der Front einsetzen!“

„Ich dachte, derzeit besteht mit keinem Land ein akuter Kriegszustand!“

Jochen Fuchs lächelte süffisant. „Derzeit ... Zeit ...“

Was ist in Israel Zeit?“

Sie war erschlagen von so viel Chuzpe des Mannes, den Sie eigentlich um Hilfe bitten wollte.

„Sie sind Krankenschwester ...“

„Ja, Krankenschwester.“

„Sie wollen sicher wieder in einem Krankenhaus arbeiten!“

„Daran hatte ich gedacht, in der Tat!“

Fuchs sagte er: „Das wird sehr schwer werden!“ „Was soll das heißen?“

„Das soll heißen, dass ihr deutsches Staatsexamen in Israel nicht anerkannt wird!“

Ursula Altmann traf der Schlag an der richtigen Stelle, so, wie es der Mann vor ihr erwartet hatte.

Langsam kullerten die ersten Tränen über ihr Gesicht, während sie stammelte: „Aber die Kontaktstelle in Frankfurt ... Alles würde man anerkennen, hat Moshe Moses gesagt!“

„Vielleicht hat er sich geirrt. Ich werde nachfragen!“

Fest steht, Sie werden nicht in Ihrem Beruf arbeiten können!“

Fuchs wartete einen Augenblick, bis sie sich wieder etwas beruhigt hatte.

„Wollen Sie wieder zurückfahren?“

Ursula Altmann schwankte bei seiner Frage einen Augenblick. Sie dachte an das Grab ihres Mannes hier in Berlin, an die schöne Zweizimmerwohnung, die sie nun aufgeben würde. Sie dachte auch an das Krankenhaus in Berlin-Lankwitz. Sicher könnte sie dort ihre Arbeitsstelle behalten, obwohl es in der Vergangenheit immer Widerstand seitens der Oberin gegen ihre Privilegien gegeben hatte. Diese Privilegien bestanden darin, dass man ihr die jüdischen Feiertage nicht gönnte, die sie in Anspruch genommen hatte. Es war eine Art versteckter Antisemitismus, der sie immer bestärkt hatte, ins Land ihrer Väter zu ziehen, so wie einst ihr Volk aus Ägypten auszog.

„Le schana haba e'be Yerushalayim!“ hatte es schon damals geheißen. Und so hieß es auch noch heute, in jedem Jahr zum Pessachfest.

„Ich werde nicht zurückfahren!“ sagte die junge Frau fest.

„Fein. So haben wir doch wenigstens erst einmal geklärt, was Sie überhaupt wollen. Denn nur wer unter Schmerzen sein neues Land in Besitz nimmt, erkennt es auch als vollwertig an!“

„Ich soll also nicht in einem Krankenhaus arbeiten?“ „Das habe ich so nicht gesagt!“

„Sie sagten: „Fest steht, Sie werden nicht in Ihrem Beruf arbeiten können!““

„Vielleicht war ich mit meinem Satz noch nicht zu Ende! Zuerst werden wir Sie in einem »Ulpan« in der Nähe von Nathaniya unterbringen. Dort werden wir beobachten, wie Sie sich machen. Wichtig ist, dass Sie Ivrit lernen!“

„Und dann?“ Sie schaute Jochen Fuchs herausfordernd an.

„Finde einen Lehrer für dich – und erwirb dir einen Lehrgenossen, heißt es im Mischna Avot... Sie schauen mich so ungläubig an. Ich meine in der Wiederholung des ersten Teiles des Talmuds!“

„Können Sie das inhaltlich umsetzen?“

Fuchs betrachtete sie mit wohlwollendem Schmunzeln. Dann sagte er: „Sie könnten zuerst als unexaminierte Hilfsschwester arbeiten. Nach dem erfolgreichen Abschluss im Ulpan, versteht sich. Und wir ...“ „Wir?“

„Sie wollen sich doch möglichst den Militärdienst ersparen? Oder?“

Ursula Altmann nickte. Sie hatte begriffen, dass Fuchs einen Mann simulierte, der von irgendeinem der Dienste kam und dabei war, sie anzuwerben. Dabei war er nicht zimperlich.

„Wir werden möglicherweise dafür sorgen, dass Ihre Papiere so vervollständigt werden, dass Sie einen ordentlichen Arbeitsplatz in einem der großen Krankenhäuser

haben werden. Ich habe für diesen Fall auch schon ein Krankenhaus im Auge, wo Ihre Dienste wichtig wären!“ „Bitte helfen Sie mir bei der Eingliederung“, flehte die Frau.

„Sie wissen natürlich, was der bundesdeutsche »Verfassungsschutz« darstellt?“

Ursula Altmann nickte.

„Wir sind das israelische Gegenstück dazu ...“ sagte Fuchs.

„Der Shin Beth hat für die innere Sicherheit zu sorgen und für die Abwehr feindlicher Agenten! Das ist eine notwendige Sache! Stimmen Sie mir darin zu?“ Die Frau nickte. Alles ging für sie viel zu schnell. Aber vom Verfassungsschutz hatte sie gehört. Und es war ihr auch klar, dass ein Staat, wie Israel ihn darstellte, Feinde hatte. Diese Feinde lebten schon lange in diesem Lande. Sie nannten sich Palästinenser und waren Araber.

Davon hatte sie in Deutschland gehört.

Einen Augenblick fragte sie sich, was sie wohl gegen die Araber haben würde. Noch war sie ihnen nur bei ihrem ersten Besuch im Heiligen Lande begegnet. Die Menschen, die sie getroffen hatte, waren stets freundlich zu ihr gewesen. Aber da gab es die Meldungen von Bomben, die Busse zerrissen und die Fahrgäste, die diese Busse benutzten. Es gab die Berichte von den Anschlägen im Norden des Landes, wo »palästinensische« Katjuschas harmlose Dorfbewohner töteten, von Überfällen, Geißelnahme und Morden.

„Was würde ich zu tun haben?“

Jochen Fuchs lächelte.

„Was kann eine Frau schon tun? Tun Sie nichts anderes, als mit dem griechischen Offizier auf der Fähre.

Dann setzen Sie Ihr Können für die Erhaltung des Staates ein. Und wir können etwas für Ihr berufliches Fortkommen tun!“

„Was ist das mit der Fähre“, fragte Geula Assmann unsicher und schaute den Rabbiner an.

„Denk einfach daran, du hättest eine Affäre bei der Überfahrt an Bord.“ sagte der Rabbiner.

„Ich bin keine ...“ Ihre Stimme war fast tonlos. „Sie meinen, Sie wären keine Nutte!“ sagte Fuchs.

„Habe ich Sie da richtig verstanden?“

Ursula Altmann nickte. Sie stellte sich aber vor, sie würde mit dem zweiten Offizier des griechischen Fährschiffs eine intime Beziehung haben, die ihr gut tun würde. Jorgos Popularous wäre ein netter Kerl, der ihr den Hof machen würde und sie wäre darauf eingegangen. Wenn man sein Vaterland verlässt, und in eine ungewisse Zukunft geht, ist man anfällig, dachte sie. Und



ein wenig Wärme, ein wenig Liebe, täten verdammt gut. „Ich mochte ihn. Aber was geht Sie das an?“ pokerte sie das Spiel mit.

„Jorgos Popularous steht auf unserer Lohnliste“, sagte der Jochen Fuchs. „Sie haben nicht einmal mit dem Arsch gewackelt, ohne dass wir es wussten!“

Fuchs tat, als schlänge er eine Akte auf, blätterte darin, zerrte ein Blatt hervor und las:

„Es war nicht schwierig, die von Ihnen beschriebene Person zu kontaktieren. Am zweiten Tag kam sie mit in meine Kabine und blieb bis zum Morgen. Wir liebten uns mehrmals auf normale Art ...“

Der Journalist schaute hoch. Dann fuhr er erbarmungslos fort: „Sie stimulierte mich immer wieder. Dabei brachte sie die Oralerotik gekonnt zum Einsatz!“ „Schweigen Sie!“ Die Stimme Ursula Altmanns klang

hart. „Sagen Sie mir jetzt präzise, was Sie von mir erwarten?“

„Sie werden für uns arbeiten!“

„Dann machen wir's kurz!“ sagte sie. „Muss ich etwas unterschreiben?“

„Haben Sie es nun verstanden“, fragte Jochen Fuchs.

„So in etwa wird Ihre Befragung ablaufen. Glauben Sie, dem gewachsen zu sein?“

Die Frau nickte.

„Sie wird dem gewachsen sein“, sagte Rabbiner

Lubliner, „denn anders kommt sie nicht in Israel rein!“ „Na, dann ist ja alles in Ordnung!“ Fuchs lächelte die junge Frau an.

„Es ist aber nicht der Grund, weshalb ich Sie gebeten habe, heute herzukommen“, sagte der Rabbiner. „Es wäre mir auch an einem der kommenden Tage recht gewesen.“

„Da bin ich bereits wieder unterwegs“, sagte der Journalist. „Nairobi. Ich gehe zur Jagd nach Afrika!“ und er lachte. „Ich fliege morgen früh!“

„Geula ist nicht die einzige Tochter des SS-Mannes.

Sie hat eine Schwester, die, sagen wir, ein wenig aus der Art geschlagen ist.“ Er nickte der Frau aufmunternd zu. „Julia, meine jüngere Schwester, ist das leibliche Kind

meines Ziehvaters. Sie steht auf der anderen Seite“, stellte sie lakonisch fest.

„Auf der anderen Seite? Sie meinen, auf der

palästinensischen Seite?“ Fuchs lächelte. „Ist es nicht legitim, anders zu fühlen?“

„Sie ist eine Fundamentalistin, eine, die bis zum Exzess an ihrer Überzeugung festhält!“

„Und die ist?“

„Werft die Juden ins Meer, denn sie sind das Unheil!“ „Sie kommt nach ihrem Vater“, mischte sich Rabbiner Lubliner jetzt ein.

„Sie hasst mich wegen meines Bekenntnisses zum Judentum und sie hat sich den Linken angeschlossen“, stellte die Frau sicher.

„Gut. Was wollen Sie definitiv von mir?“

„Sie könnten ihre Augen offen halten, ob Ihnen der Name Springmann, Julia Springmann über den Weg läuft, Jochen“, sagte der Rabbiner.

„Die Chance ist so groß wie die berühmte Nadel im Hauhaufen, die es zu finden gilt“, sagte Fuchs, aber er wusste, dass es dem Rabbiner Lubliner schon wichtig war, würde der ihn um einen solchen Gefallen bitten. „Sie ist untergetaucht. Mir ist zugetragen worden, dass sie sich im Ausland befindet. Vielleicht ist sie im Nahen Osten?“

„Ja, vielleicht“, sagte Jochen Fuchs. „Oder in Moskau, oder in Ost-Berlin, oder in einem der afrikanischen Staaten?“

Der Hausmeister machte seine Runde, um die Räume anzuschließen.

„Die Leute sind alle weg, Herr Rabbiner. Ich würde gern Schluss machen!“

„Einen Augenblick noch, Graustein!“

Der Mann schloss die Tür. Schlurfend entfernten sich seine Schritte.

## 2. Kapitel

Abu Dhabi im September 1975

Die Wagenkolonne bog auf den Weg zum Seiteneingang des Hotels ein.

Es waren vier Wagen eines deutschen Nobelfabrikates, zwei amerikanische Luxuslimousinen des Typs Cadillac und ein Rolls-Royce Silver Shadow, und sie gehörten alle einem Mann, der mit Öl reich geworden war und im Waffengeschäft sein Geld mehrte. Sein Name war Mohammed al-Abbas; Mohammed, nach dem Namen des Propheten und al-Abbas, nach dem Oheim desselben, der, laut den eigenen Angaben des Händlers, ein direkter Vorfahre von ihm war.

Die Wagen stoppten. Nacheinander fuhren sie an den Eingang heran. Aus jedem der Fahrzeuge stiegen drei Frauen, die ihr Gesicht mit einem nahezu durchsichtigen Schleier vergeblich zu verhüllen suchten.

Die Frauen waren sehr jung, etwa achtzehn Jahre alt. Nur die beiden Betreuerinnen, die an ihren herrischen Gesten leicht zu erkennen waren, hatten für diesen Breitengrad ein geradezu biblisches Alter. Sie zählten zusammen über sechzig Jahre.

Mohammed al-Abbas stand im Eingang des Hotels im Schatten einer Palme und wartete geduldig ab, bis der Rolls-Royce vor ihm zum Halten kam. Ein junger Araber, in den typisch weißen Burnus des Landes gekleidet, stieg aus. Nur die Ghutra schien sie zu unterscheiden; während Mohammed al-Abbas ganz in Weiß erschienen war, trug der andere die karierte Ghutra, das Zeichen des palästinensischen Widerstandes.

„Assalaam aleikum, Abu Amir! Willkommen!“ sagte al-Abbas.

„Ich hoffe, der Flug war angenehm.“

Er deutete auf die Mädchen hin, die allesamt zu einer Mannequin-Truppe gehörten, die im Auftrage eines französischen Couturiers in der syrischen Hauptstadt gastierten und zu einer Modenschau der High Society in die Hauptstadt der Vereinigten Arabischen Emirate gekommen waren.

„Aleikum assaalam!“ Abu Amir verbeugte sich höflich.

„Gehen wir hinein“, sagte al-Abbas.

Im Foyer trafen sie noch einmal auf die Mädchen, die am Rande der Rezeption von einem alten Araber in Empfang genommen worden waren. Sie bestiegen einen Fahrstuhl, der sie in die aus sechs Räumen bestehende Suite al-Abbas brachte. Von hier aus tätigte der Händler die meisten seiner Geschäfte, einige auch von seiner großen Jacht, ZAINAB, die den Namen einer der Töchter des Propheten trug. Al-Abbas war ein streng gläubiger Moslem, der die Gebote des Korans genau einhielt. Zumindest in Abu Dhabi, wo er peinlichst genau darauf achtete, keinen Alkohol auszuschenken. Anders verhielt es sich auf der ZAINAB. Die Dom Perignon-Gelage und die Wechselspiele mit den Damen des JETSETS lieferten Schlagzeilen für die Regenbogenpresse der ganzen Welt. Doch die ZAINAB war kein heiliger Boden, so wie es Abu Dhabi für ihn war. Mohammed al-Abbas betrachtete die Nächte auf der Jacht mit der ihm eigenen Freude am Leben, denn er war durchaus kein Kostverächter. Und sicher hätte er sich für einen schlechten Araber gehalten, hätte er die Frauen nicht genommen, die sich ihm willig darboten. Am höchsten aber schätzte er die Macht, die ihm sein Reichum verlieh.

Nur selten reiste er in die Hauptstädte befreundeter Staaten, etwa nach Damaskus und Bagdad. Einmal war er auch in Moskau gewesen, um mit den Sowjets in Verbindung zu treten. Aber er würde diese Reise nicht wiederholen. Allzu gern kamen die Vertreter der Rüstungsbetriebe zu ihm, denn der Name Mohammed al-Abbas bedeutete gute Geschäfte für jedermann. Und dabei war es dem Händler ganz gleich, woher die Ware stammte, die er vertrieb. Man sagte, es solle schon vorgekommen sein, dass an einem Tage Vertreter von Rüstungsbetrieben aus vier verschiedenen Nationen bei ihm gewesen wären. Und mit jedem sei er zu einem ordentlichen Abschluss gekommen.

Der Boy servierte Fruchtsäfte auf Eis. Dann verschwand er leise in einem angrenzenden Raum.

„Was ist so wichtig, dass es dich herführt, mein Freund“, begann al-Abbas, nachdem man die üblichen Freundlichkeiten ausgetauscht hatte.

Abu Amir übergab dem Händler eine Liste mit Kriegsgerät, das für die PLO im Libanon zu bestellen war und sagte: „Wir suchen eine Waffe, mit der man ein Flugzeug abschießen kann, und die außerdem leicht zu handhaben ist.“

Mohammed al-Abbas dachte einen Augenblick nach. Dann sagte er: „Da gibt es eine kleine Auswahl, nicht allzu viele freilich, die französische ...“

„Nein“, unterbrach Abu Amir. „Wir denken an ein russisches Fabrikat!“ Der Händler kniff die Augen zusammen.

„Eure Verbindungen zu den Russen funktionieren doch so gut, dass ihr meine Hilfe nicht braucht! Warum also kommt ihr damit zu mir?“

Abu Amir hob die Schultern.

„Die Sowjets scheuen eine Verantwortung, die sie durch eine direkte Lieferung an

uns zu haben glauben!“

„Unverständlich!“

„Oder sie haben sich mit der CIA abgesprochen!“

Mohammed al-Abbas lachte bei der scheinbar naiven Äußerung seines Verhandlungspartners laut auf. „Geschäft ist Geschäft!“ sagte er. „Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass sich die Russen nach der CIA richten!“ Sie schwiegen einen Moment.

Mohammed al-Abbas nahm ein kleines, mit Elfenbein intarsiertes Kästchen. Er öffnete es umständlich und reichte es seinem Gast.

„Nimm eine, Abu Amir! Die kleinen Dinger machen schön frei!“

Die beiden ungleichen Männer, der Händler und der Soldat des Todes, lullten sich in den süßlichen Duft der Hasch-zigaretten ein.

„Was ihr wollt, ist eine »SAM« des Typs 7, richtig?“

Abu Amir nickte, sagte: „Fünf davon! Das ist unser Wunsch!“ „Nehmen wir an, ich könnte euch helfen ...“ Er blies den Rauch seiner Zigarette aus, saugte genüsslich einen neuen Zug ein und sagte: „Es stehen noch Zahlungen aus der letzten Lieferung aus!“

„Die libyschen Genossen haben das übernommen! Man sagte mir vor meinem Abflug, es sei auf das Schweizer Konto der *ABBAS MACHINERY IMPORT & EXPORT CORPORATION* überwiesen worden! Haben wir nicht immer dafür gesorgt, dass du bekommst, was dir zusteht?“

Wieder lachte Al-Abbas. „Mit Geld bist du ein Drachen“, sagte er, „ohne aber nur ein Wurm!“

Er nahm den Hörer des Telefons und ließ sich mit der Zweigstelle seiner Bank in Zürich verbinden. Sein Lächeln ließ dann darauf schließen, dass die Auskunft, die er erhalten hatte, und die die Bezahlung der letzten Posten Kriegsmaterials betraf, die er in Jugoslawien für die PLO verschifft hatte, zufrieden stellend war.

Er legte den Hörer zurück auf die Gabel.

„Du kannst deinen Leuten sagen, ich werde die SAM7 liefern!“

Mohammed Al-Abbas stand auf. „Gehen wir eine Kleinigkeit essen!“

Sie fuhren hinunter und durchquerten das Foyer. Im eleganten Speiserestaurant des Hotels wurden sie von zwei Bediensteten an den für Al-Abbas reservierten Tisch geleitet. Sie bestellten eine Platte Hammel auf Reis und sprachen, während sie auf das Essen warteten, über anderes als künftige Geschäfte.

„Die jungen Mädchen ...“ hob Al-Abbas an. „Haben sie dir gefallen?“ Abu Amir war kein Raucher. Er hatte Al-Abbas Haschzigarette genommen, um seinen Gastgeber nicht zu beleidigen.

Um ihn herum began sich alles zu drehen.

„Die jungen Mädchen?“

Mohammed al-Abbas nickte. „Ich habe sie ausschließlich deinetwegen engagiert“, log er. „Ich möchte, dass du die Unterhaltung erfährst, die dich angenehm von deinen Verhandlungen mit mir ablenkt!“

Abu Amir bemerkte den leisen Spott in al-Abbas Ton nicht.

„Die Rotblonde“, sagte er angeschlagen. „Sie ist sicher außergewöhnlich.“

Die Platte kam. Neben dem ausgelösten Fleisch lagen die Augen des Hammels. Sie waren früher, als Al-Abbas noch im Zelt seines Vaters lebte, eine Delikatesse.

Heute, wo es in den feinen Hotels nicht mehr üblich war, Hammelaugen zu servieren, bestand Mohammed alAbbas stets auf dieser Dekoration; er liebte es, sich demonstrativ an seine Herkunft zu erinnern und andere ein wenig zu schockieren oder auch nur zu überraschen.

Abu Amir hatte von den Absonderlichkeiten gehört, denen al-Abbas frönte. Deshalb gab er sich gelassen.

„Du verwöhnst mich mit Delikatessen, deren ich nicht würdig bin. Aber Allah möge mir verzeihen, wenn ich zugreife!“

Er nahm mit zwei Fingern seiner rechten Hand eines der Hammelaugen und schlürfte es herunter.

„Es ist eine geraume Zeit her, dass ein Mann von diesem Angebot Gebrauch machte“, sagte Mohammed alAbbas.

Auch er nahm eines der Augen und schob es bedächtig in den Mund. „In dieser neuen Zeit vergessen allzu viele ihre Herkunft! Ich werde meine Herkunft niemals vergessen, und verleugnen werde ich sie schon gar nicht!“

Nach dem Mocca kam einer der Bediensteten des Hotels an den Tisch der beiden Araber.

„Die Modenschau hat bereits angefangen!“ sagte er.

Der Händler nickte dem Palästinenser zu.

„Gehen wir ... Sehen wir uns die Rotblonde an!“ Damit stand er auf.

Der kleine Saal war nur mäßig besetzt. Alle waren auf Einladung Al-Abbas gekommen, und die Männer schauten auf die Mädchen, die französische Moden vorführten.

„Jeder der Männer hier im Raum ist mir verpflichtet!“ sagte Al-Abbas. „Der eine mehr, der andere weniger. Aber keinem würde ich das Angebot machen, das ich dir mache!“

Abu Amir spürte wieder die Wallungen seines Kreislaufs und schwankte leicht, bevor er sich endlich geräuschvoll auf den Stuhl fallen ließ.

„Ich hätte doch passen sollen“, sagte er. „Ich bin das Rauchen nicht gewöhnt und das Hasch auch nicht!“

„Sprechen wir nicht mehr darüber!“ Mohammed alAbbas tat, als interessierte er sich nur für die vorgeführten Moden.

„Hübsch“, sagte er. „Sehr hübsch ... Aber nur für Europäerinnen! Für die Frauen unseres Volkes absolut untauglich!“

Eine Weile schaute Abu Amir noch zu. Dann sagte er: „Entschuldige Mohammed al-Abbas, ich werde mich zurückziehen. Der Tag war lang, und ich bin mehr als müde!“

„Geh nur“, sagte Al-Abbas und lächelte, „ich werde dir die rotblonde Stute schicken, sobald sie hier ihre Arbeit gemacht hat!“

Das Mädchen war tief verschleiert, als es sich etwa eine Stunde später dem Zimmer Abu Amirs näherte. Sie war in Begleitung eines älteren Arabers, eines Dieners Al-Abbas', der sie bis zur Tür des Hotelzimmers brachte.

„Ich komme pünktlich um zwei Uhr und klopfe dreimal kurz an die Tür. Dann erwarte ich, dass du umgehend erscheinst!“

Das Mädchen nickte.

Der Diener steckte einen Schlüssel in das Schloss und öffnete sie leise.

„Geh jetzt“, sagte er, „zeig unserem Herrn, dass du dein Geld wert bist.“

Er drehte sich um und schlich zurück zum Fahrstuhl. Kaum hatte er den Knopf betätigt, der ihm den Lift schicken sollte, hörte er mehrere schrille Schreie aus dem Raum, an dem er das Mädchen zurückgelassen hatte. Er machte kehrt und eilte zum Zimmer Abu Amirs. Er riss die Tür auf und prallte entsetzt zurück. An die Wand gepresst stand das Mädchen und schrie. Vor ihr lag Abu Amir in seinem Blut. Der alte Mann riss den Kopf des Mädchens mit einer einzigen Handbewegung zu sich heran.

„Sei still“, zischte er. „Sei sofort still, oder ich bringe dich um!“

Das Mädchen schluchzte.

Vor der Tür wurden Stimmen laut. Offensichtlich wusste man nicht genau, woher die Schreie gekommen waren. Nach einiger Zeit aber verliefen sich die Männer wieder, gingen zurück in ihre Betten, einige nahmen einen heimlichen Schluck aus einer, wie ein Schatz gehüteten, Flasche.

Der deutsche Journalist Jochen Fuchs stand einige Meter entfernt vom Personaleingang des Sechssternehotels *Beach Rotana*.

Vor einigen Stunden hatte er hier eingeecheckt, die Wagenkolonne vorfahren sehen und Mohammed alAbbas erkannt, der ihm als internationaler Waffenhändler bestens bekannt war. Als Fuchs dem Mann das letzte Mal begegnet war, hatte er eine Einladung des Reeders Onassis angenommen, dessen Jacht *Christina* in Monaco lag. Der Journalist hatte mit Jackie Kennedy-Onassis, dem Reeder und Mohammed al-Abbas diniert. Dabei war ihm der Araber von Aristoteles Onassis vorgestellt und empfohlen worden. Mohammed al-Abbas hatte ihm ein Interview für den kommenden Tag versprochen, war dann aber überraschend abgereist, sodass Fuchs, der die Veröffentlichung eines Berichts in einer großen deutschen Illustrierten vorbereitet hatte, leer ausging. Seither war er dem Händler des Todes nicht mehr persönlich begegnet.

Derzeit war Fuchs in der vierhunderttausend Einwohner zählenden Stadt, um mit dem Regierungschef der sieben Vereinigten Emirate ein Interview für den deutschen Zeitungsmarkt zu führen. Sheikh Zayed bin Sultan Al Nahyan war seit 1966 auch Herrscher des Emirats Abu Dhabi und eine schillernde und durchaus interessante Persönlichkeit, der es immer auch um die Sache der Palästinenser ging. Doch nun hatte der Zufall Fuchs diesen Mohammed al-Abbas präsentiert, und er würde in jedem Fall versuchen, ein Gespräch mit ihm zu führen.

Aus dem Personaleingang des Hotels kam einer der Empfangschefs des *Beach Rotana*. Er hatte Fuchs entdeckt und kam auf den Journalisten zu.

„Ich möchte nicht hier mit Ihnen sprechen, Sir“, sagte er. „Wir können einige Schritte gehen!“

Er eilte weiter, noch bevor Fuchs etwas erwidern konnte; Fuchs ging einige Schritte hinter dem Mann her, um ihn nicht zu kompromittieren. Zwei Querstraßen weiter ging Youssuf Al Nuaimi zielstrebig auf ein kleines Straßencafé zu und ließ sich an einem der freien Tische nieder.

Fuchs trat an den Tisch heran, fragte, ob der Platz neben Al Nuaimi frei sei und setzte sich erst, nachdem er dazu aufgefordert worden war.

„Sie müssen verstehen, Mr. Fuchs, der Kontakt zu Gästen unseres Hauses wird außerhalb nicht geduldet!“

„Umso mehr schätze ich, dass Sie sich mit mir treffen“, sagte Fuchs.  
„Allah weiß, dass es ein Zeichen meines Dankes an Sie ist!“ Youssuf Al Nuaimi spielte darauf an, dass sein Neffe, der nun beim Aufbau des Fernsehens in Abu Dhabi fest angestellt war, zuvor über die Beziehung Jochen Fuchs` eine Praktikantenstelle beim Norddeutschen Rundfunk in Hamburg gefunden hatte. Fuchs selbst hatte dem jungen Mann die wichtigsten journalistischen Regeln beigebracht.

„Ali sagte, sie seien interessiert zu erfahren, wen Mohammed al-Abbas im *Beach Rotana* empfangen hat.“

„Mister Al Nuaimi, wir Journalisten können den Lesern nur verkaufen, was wir, ich gebe zu, so manches Mal nur unter abenteuerlichen Umständen, in Erfahrung gebracht haben“, sagte Fuchs. „Dazu gehört auch, dass so erfahrene Leute wie Sie Tatsachen preisgeben. Darauf sind wir Journalisten angewiesen.“  
Den letzten Satz hatte Fuchs mit einer geradezu beschwörenden Betonung gesprochen, die, wie er merkte, bei Youssuf Al Nuaimi seine Wirkung nicht verfehlte.

„Al-Abbas hat eine Palästinenserdelegation empfangen. Es hat einen Anschlag auf einen gewissen Abu Amir gegeben.“

„Einen Anschlag? Was für einen Anschlag?“ fasste Fuchs nach.

„Man hat auf ihn geschossen. Er ist aber nicht tot. AlAbbas hat ihn in einem seiner Wagen wegbringen lassen. Mehr weiß ich nicht!“

„Dieser schlaue Fuchs hat keinen Krankenwagen bestellt!“ sagte der Journalist. Al Nuaimi hob nichts sagend die Schultern. „Ich weiß es nicht. Natürlich wollte er kein Aufsehen erregen. Ja, sicher wollte er vermeiden, dass irgendetwas über diesen Vorfall an die Öffentlichkeit dringt. Und unser Direktor hatte selbstverständlich dasselbe Interesse.“

„Können Sie noch Details in Erfahrung bringen?“

Der Kellner, ein schlanker Mann im weißen Burnus, kam und brachte für die Männer zwei Tassen Mocca.

„Wenn ich ihm auch nur eine Frage stelle, würde das Konsequenzen für mich haben“, sagte Al Nuaimi. „Deshalb kann ich Ihnen in dieser Angelegenheit wirklich nicht weiter behilflich sein!“

Er hob seine Tasse hoch, nickte Fuchs zu und nahm schlürfend einige Schlucke. Dann stand er auf.

„Ich will nicht unhöflich sein, Sir. Aber ich muß weiter! Allah sei mit Ihnen!“

„Allah sei auch mit Ihnen“, Fuchs deutete eine leichte Verbeugung an und sah, wie sich Al Nuaimi entfernte. Er bedauerte sehr, dass aus dieser Quelle keine brauchbaren Informationen mehr sprudeln würden.

Er warf eine Münze auf den Tisch und schlenderte zum Hotel zurück.

### 3. Kapitel

Nairobi/KENYA Mitte Januar 197

Andreas Mangakis schlürfte versonnen an seinem Tee, während die junge Frau neben ihm vergeblich versuchte, auf der Erde die Shambas zu erkennen, von der die Stewardess gesprochen hatte.

Gegen zehn Uhr Ortszeit setzte die schwere Maschine zur Landung auf dem JOMO-KENYATTA-FLUGHAFEN in Nairobi an. Andreas Mangakis atmete auf.

Das Klima erschien ihm sofort erträglicher als das der letzten Tage in Mogadischu. Er nahm den Aktenkoffer und streichelte mit der freien Hand den Arm seiner Begleiterin.

Meshach Onwuka betrat die Halle des NEW STANLEY Hotels und steuerte auf die Rezeption zu.

„Hi, Sam“, sagte er. „Ist Miss Diakite im Haus?“

„Jambo, Commissioner! Sie ist oben in ihrem Zimmer!“

Onwuka wandte sich ab.

„Ist er wieder da?“ Hinter dem Mann, den Onwuka Sam nannte, tauchte eine Figur auf, die in ihrer Haltung an einen Askari, einen alten, alleinlebenden Elefanten erinnerte und der als Hotelboy hier sein Auskommen verdiente.

„Wenn irgendwo in der Stadt Europäer abgestiegen sind, taucht er auf. Das ist normal!“

„Aber was macht er bei dieser lausigen Kuma aus Somalia, die jeden Tag, den Allah werden lässt, auf einem Vogel reitet?“

„Was schon? Er will unter ihre Shuka!“ Die beiden Männer lachten.

„Sei ehrlich, Sam. Sie sieht nicht schlecht aus! Du würdest gern mit dem Commissioner tauschen!“

Onwuka klopfte an die Tür.

„Ehee!“ Diana Diakite stand in der Mitte des Raumes. Sie trug einen weiten Sari und lächelte Onwuka.

„Ich habe gewusst, dass du es bist, Meshach!“

Er ging auf sie zu, umarmte sie und drückte ihren Körper fest an sich. Er fühlte ihre großen, straffen Brüste.

„Du hast schon auf mich gewartet“, sagte er. „Gib es zu!“

„Du denkst wie ein altmodischer Kikuyu, Meshach! Nicht wie der Führungsoffizier eines modernen afrikanischen Staates!“ sagte sie spöttisch.

Er lachte. „Ein Mann ist wie ein Leopard immer auf der Jagd. Und eine Impala zu schlagen, wie du eine bist, Diana, reizt ihn besonders!“

„Ja, Bwana!“ Die Frau verneigte sich in gespielter Ehrfurcht.

„Wir werden jetzt ein Jamboree feiern!“

„Jetzt?“

Meshach Onwuka nickte.

„Man soll sich nicht versagen, was man begehrt.“

Geschickt wickelte er sie aus dem Sari. Sie roch verführerisch nach Rosenöl. Er griff nach ihren Brüsten, und sie schrie vor Schmerz auf, als er in sie eindrang.

„Er ist schön und stark wie sein Besitzer“, sagte sie. „Du brauchst ihn wahrlich nicht zu verstecken!“

Als sie später voneinander ließen, nahm er zwei Zigaretten, die er anzündete. Eine reichte er der Frau.

„In deiner Maschine flogen zwei Griechen ...“

„Einen Augenblick hatte ich tatsächlich geglaubt, du wärest gekommen, um mich zu lieben!“

Er lachte. „Bin ich das nicht?“

„Kaum bist du bei mir, fragst du nach irgendwelchen Leuten!“ sagte Diana Diakite. Onwuka wurde ernst.



„Es ist mein Geschäft, Liebes!“ Er wartete, bis sie sich gesammelt hatte. Dann sagte er: „Das ist mein Job, verstehst du? Die jungen Leute wohnen hier im Hotel!“

„Mangakis... Es waren die einzigen jungen Weißen an Bord!“

„Genau die meine ich ... Mangakis. Was habt ihr miteinander gesprochen?“

„Nicht viel, Meshach. Sie hatten Tee bestellt, und als ich ihn brachte, sagte die junge Frau, sie fände Afrika schön und ursprünglich!“

„Sonst nichts?“

Diana schüttelte den Kopf. Dann fügte sie hinzu: „Sie wollen für einige Tage in den Norden.“

Onwuka fuhr hoch. „Das ist es! Dazu brauchen sie einen Führer!“

„Die Frau sagte noch, sie werde versuchen, eine Abschussgenehmigung zu bekommen!“

„Du meinst, sie wollen mehr als eine Fotosafari?“

„So hörte sich’s jedenfalls an.“

„Und der Mann?“ bohrte Onwuka.

„Mr. Mangakis?“

„Ja! Was hat er gesagt? Ich meine, sah er aus wie einer, der zu jagen versteht?“

Diana Diakite zuckte mit den Schultern. „Ich glaube, nein.“

Onwuka nickte bedächtig. „Weißt du auch, wann sie aufbrechen wollen?“

„Sicher nicht gleich.“

„Woraus schließt du das?“

„Sie wollten sich Nairobi ansehen und sich einen Jäger mit Lizenz suchen.“

Onwuka goss in zwei Gläser gut einen fingerbreit Bourbon, füllte die Gläser mit Coke auf und löschte mit dem Saft einer halben Zitrone, die er im Kühlschrank gefunden hatte. Dann ließ er von einem Löffel vorsichtig gestoßenes Eis in die Gläser gleiten.

„Ich weiß ihn nicht“, sagte er. „Nur, Mangakis ist so falsch wie die Pässe, die sie bei sich führen, echt sind!“

Er reichte ihr das Glas.

Sie trank einen Schluck und stellte das Glas auf die Platte des kleinen Tisches, der neben der Liege stand.

„Ich werde sie keinen Augenblick aus den Augen lassen. Sie werden nicht einen Schritt aus dem Hotel machen, von dem ich nicht unterrichtet sein werde!“

Er sah, dass sich zwischen ihren Brüsten Schweißperlen gebildet hatten und fühlte, wie die Coke, angereichert mit dem Alkohol, auch aus seinen Poren zu drücken begann. Er beugte sich herunter zu ihr, nahm etwas von dem gestoßenen Eis aus dem Glas und ließ es unter dem

kreischenden Protest des Mädchens auf deren Brüste tropfen. Vorsichtig mit der Zunge kreisend, leckte er die zerfließenden Eisteilchen auf, bevor er Diana abermals nahm.

Onwuka ging nachdenklich die Treppe zum Foyer hinunter. Der Empfangschef sah ihn kommen, verbarg aber seine Neugier, indem er scheinbar interessiert auf den Belegungsplan starrte. Er sah sich erst um, als Onwuka direkt vor ihm stand.

„Kann ich etwas für Sie tun, Commissioner?“ „Mangakis...“

„Ah, die beiden jungen Europäer. Sie haben ein Appartement gemietet, Commissioner!“

„Von wo kam die Reservierung?“

Der Portier schüttelte den Kopf. „Keine Reservierung. Sie kamen unangemeldet!“

„Für wie lange haben sie gebucht?“

„Erst einmal bis zum Wochenende!“

„Bis zum Wochenende? Haben sie sich nach einer Jagd-möglichkeit erkundigt, Sam?“

„Die Frau war da und hat gefragt!“

„Und?“

„Ich sagte ihr, es gäbe eine Reihe von Betrieben und Einzelpersonen, die ihr Geld damit verdienen, dass sie Europäer zur Safari begleiteten.“

„Wen haben Sie empfohlen?“

„Ich sagte, sie mögen die UNITED TOURING COMPANY LIMITED anrufen und gab ihr die Nummer!“

„Ich muss telefonieren, Sam. Und kein Wort über unsere Unterhaltung!“

Onwuka schlenderte zur Telefonzelle in der Halle. Als er die Nummer des Safari-Unternehmens wählte, tauchten die beiden Griechen in der Halle auf. Die Frau sprach noch einmal mit dem Empfangschef. Dann gingen sie hinaus auf die Straße und bestiegen ein Taxi.

„United Touring Company Limited!“ murmelte Onwuka. Dann griff er zum Telefon. Er meldete sich und verlangte Mr. Ndi. Es knackte mehrmals in der Leitung, bevor Ndi sich meldete. Ndi war der Vertrauensmann des C.I.D. bei der UNITED TOURING COMPANY LIMITED. Er war ein Mann, der vor Jahren, als er die Stellung des Geschäftsführers der Gesellschaft angenommen hatte, von Onwuka als Zuträger für den C.I.D. angeworben worden war und für einen monatlichen Wechsel die Überwachung der Fremden in seinem Bereich garantierte. Es war eine Notwendigkeit, wollte die Regierung nicht tatenlos zusehen, wie ausländische Banden mit Hilfe einheimischer Jäger und Stammesfürsten die Tierbestände rücksichtslos dezimierten, um ihre Geldgier zu befriedigen. Solange auf dem orientalischen Markt für das pulverisierte Horn des Rhinozeroses - im Glauben, es handle sich um ein Wundermittel sexueller Leistungsfähigkeit - Fantasiepreise erzielt wurden, waren gewissenlose Händler bereit, auch das letzte dieser selten gewordenen Tiere abzuschlachten. Ebenso verhielt es sich mit den Stoßzähnen der Elefanten, deren Ausfuhr immer seltener genehmigt wurde. Und die Felle der seltenen Raubkatzen machten bei der Plünderung keine Ausnahme. „Es gibt ein weißes Ehepaar, das sich bei euch melden wird“, sagte Onwuka. „Sie haben zypriotische Pässe auf den Namen Mangakis und wollen eine Abschlussgenehmigung kaufen. Ich möchte über deren Vorhaben genau unterrichtet werden!“

„Sollen wir ablehnen?“ fragte Ndi.

„Keinesfalls. Ganz im Gegenteil. Richte es so ein, dass ich einen meiner Männer mitschicken kann, wenn sie Nairobi verlassen!“

„Das ist kein Problem, Meshach!“

„Gut. Ich erwarte deine Nachricht im Hauptquartier!“

Onwuka beendete das Gespräch und nahm den Hörer erneut auf.

„Onwuka...“, meldete er sich, als die Verbindung hergestellt war. „Ich habe etwas für Sie!“

„Mr. Onwuka, ich freue mich, von Ihnen zu hören!“

„Treffen wir uns an der Stelle, die ich Ihnen gestern benannt habe!“

„Wann?“

„In dreißig Minuten.“

„Also bis gleich ...“ Onwuka legte auf. Er ging zum Empfang zurück.

„Jetzt sind sie zur Muindi Mbingu Street gefahren. Haben Sie sie noch gesehen, Commissioner?“ fragte Sam.

Onwuka nickte. „Sie sagten, die Mangakis hätten ein Appartement gemietet?“

„Das ist richtig!“

„Nehmen Sie den Schlüssel und begleiten Sie mich!“

Der Mann wollte Einspruch erheben. Er unterließ es aber, als er das entschlossene Gesicht des Beamten sah. Er drehte sich um und sagte zu seinem Vertreter: „Wenn die Mangakis auftauchen, lass oben das Telefon dreimal läuten!“

Dann nahm er den Hauptschlüssel und folgte dem Commissioner zum Appartement der beiden Deutschen.

Der Wohnraum war leidlich aufgeräumt.

Onwuka suchte ihn systematisch nach Auffälligem ab.

„Suchen Sie etwas Bestimmtes?“ fragte der Empfangschef, der an der Tür stehen geblieben war und aufmerksam jede Bewegung Onwukas verfolgte.

„Ich möchte einen detaillierten Bericht über diese Leute, Sam. Von dem Augenblick ihrer Ankunft bis zu Abreise. Über jeden Schilling, den sie im Hotel ausgeben, und über jede ihrer Äußerungen. Ich will, dass sie keinen Furz unbemerkt lassen können!“

„Schriftlich?“

Der Beamte nickte. Dann ging er hinüber zum Schlafräum. Neben einem der Betten stand der kleine Aktenkoffer des jungen Mangakis. Onwuka öffnete das Köfferchen. Neben einer Vielzahl von Kleinigkeiten fand er auch eine Karte von Nairobi und einige Fotos des Flughafengeländes in Embakasi. Er schloss das Köfferchen wieder ab, stellte es an seinen Platz zurück und schaute sich in ihrem Schrank um.

„Gehen wir, Sam. Es ist alles in Ordnung!“

„Haben Sie gefunden, was Sie suchten, Commissioner?“

Onwuka lächelte. „Wo Rauch ist, da ist auch Feuer!“

Dann verließ er das Hotel.

„Du kennst den Commissioner“, fragte der jüngere der Männer den Empfangschef.

„Vergiss, dass er hier war und überlass es mir, mit ihm zu sprechen. Er ist Geheimpolizist!“

4. Kapitel